

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 266. Bromberg, den 15. November 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

„Windstärke 12!" ruft Personalchef Fehling von der Maschinenfabrik „Vulkan" der Telephonistin Gerda Manz zu. Die Zentrale ist ein großer Glaskasten, der in den Durchgang zum Sekretariat der Direktion eingebaut ist.

Der Kassierer Alfred Becker, der gerade vorbeigehen will, um den Kassenraum aufzuschließen — Direktor Römer verlangt, daß bereits eine Minute nach halb neun in den Bureaus höchster Arbeitsgang eingeschaltet ist — bleibt stehen.

„Besondere Ursache zu Windstärke 12?"

„Weiß nicht. Ist ja jedes Jahr so! Bevor der Chef sich seinen Sommerurlaub macht, ist's überhaupt nicht mehr zu ertragen. Und morgen will er ja abdampfen!"

Der Kassierer zieht sein Schlüsselbund durch die Finger:

„Ich glaube, in einem Zuchthaus geht's heiterer zu als bei uns hier! Gestern soll in der Postzentrale die eine kleine Postexpedientin plötzlich zu lachen angefangen haben — hatte sie die Sonne an der Nase gekitzelt oder ihre eigene Jugend, ich weiß nicht — aber auf einmal stand der Alte vor ihr. Der armen Kleinen blieb der Atem weg vor Entsetzen; sie stotterte nur immer: Ach, Herr Direktor . . . Herr Direktor . . . Römer hat sie buchstäblich niedergedonnert mit seinem Blick!"

„Haben Sie sich doch nicht", sagt Gerda Manz; die sich um ihrer frischen Schönheit willen mehr erlauben darf als alle anderen. „Wenn Sie beide wirklich solchen Bammel vorm Chef hätten, würden Sie nicht jetzt seit geschlagenen zehn Minuten hier bei mir stehen und quatschen!"

„Ja, ja . . . weiß schon", knurrt Kassierer Becker ärgerlich. „Sie haben ja schon immer was übrig gehabt für den Alten! Kriegen 's Zittern bei jedem Stirnrunzeln und werden blaß und rot, wenn er mal vorbeikommt . . . Aber wenn ich mir von dem lumpigen Gehalt hier noch Geld abspare, um unsere künftige Einrichtung zu kaufen — das imponiert dir nicht! . . ."

Personalchef Fehling sperrt den Mund auf:

„Nanu?! . . . Das wußte man ja noch gar nicht! Sie sind miteinander verlobt? . . . Besten Glückwunsch, Herr Becker . . . Herzliche Glückwünsche, Fräulein Manz!"

Becker verschwindet im Kassenraum. Auch der Personalchef verläßt die Telephonzentrale.

Vor Gerda Manz leuchtet das Lämpchen des Direktionsbureaus auf. Sie hebt ab.

„Verbinden Sie mich mit der Kasse!" dringt Römers metallische, ungeduldige Stimme an ihr Ohr.

Sie stöpselt.

Einen Augenblick später tritt Alfred Becker, eine blaue Mappe unter den Arm geklemmt, mit steifen Beinen aus dem Kassenraum.

Gerda Manz sieht durch die Scheiben, daß er nervös mehrfach an seine Krawatte greift.

Die gepolsterte Doppeltür zum Direktionsbureau schließt sich hinter Becker. Gleich darauf glüht das rote Schild „Kein Eintritt" neben dem Eingang auf.

Wenn das Schild aufleuchtet, wissen die Angestellten der Fabrik: entweder ist's eine wichtige Konferenz oder ein Auslandsgespräch am Telephon, oder einer aus dem Betriebe bekommt seinen Rüffel, oder aber der Chef hat einen seiner „Anfälle".

Worin die Anfälle bestehen, das weiß niemand so recht. Aber es war einmal vorgekommen, daß ein Werkführer versehentlich in seiner Aufregung trotz des leuchtenden Verbotschildes die Schwelle überschritten hatte.

Da hatte der Alte im Schreibtischsessel gelegen — den Kopf tief nach rückwärts an die Wand gelehnt, die Augen glasig und weit aufgerissen.

Der Werkführer war erschreckt auf ihn zugegangen, hatte sich erst geräuspert — hatte ihn dann, als das nichts half, am Arm geschüttelt.

Da war Leben in die Augen des Chefs gekommen, mit dem Leben zugleich aber ein so sonderbarer Ausdruck, daß es war, als löse sich plötzlich auf seinem Gesicht eine starre Maske, als würde ein Lebendiges darunter warm. Es war ein Reißen oder ein Lachen — tausend Fältchen zuckten plötzlich um die Augen. Es sah aus, als würde jeden Augenblick ein großes Gelächter aus ihm herausbrechen — aber jäh zog es dann wieder wie Erstarrung über das Gesicht, die Fältchen glätteten sich. Und wie der Werkführer damals noch dastand und nicht wußte, ob er nach dem Arzt telephonieren oder sonstwie zupacken sollte — da grub sich schon wieder die scharfe Falte über der Nasenwurzel ein, und der Chef sagte mit der blanken, harten Stimme, vor der sie alle zitterten:

„Na, was los zum Donnerwetter? Stehen da und halten Maulaffen feil! . . ."

Der Werkführer war so eingeschüchtert gewesen, daß er es nicht gewagt hatte, dem Chef gegenüber seine Besorgnis zu äußern. Später, in der Pause, hatte er dem Personalchef und dem Betriebsingenieur Karsten zugeflüstert:

„Der Alte ist überarbeitet!"

„Der? . . . Nein. Nie! . . . Warum denn?"

Leise erzählte er ihnen sein Erlebnis und fügte hinzu:

„Ob's so'n Schlaganfall war? 'n kleiner Schlaganfall? 'n Schlaganfällchen?"

„Mensch! Unser Alte ist sechsundvierzig! Jünger als wir alle drei! Wo denken Sie hin?"

Der Werkführer hatte dann nicht mehr gewagt, von seinem Erlebnis zu sprechen. Aber daß der Alte „Anfälle"

hatte, gehörte nun zum eisernen Bestand der internen Fabriksgeschichten, die jedem „Neuen" erzählt wurden.

Auch Gerda Manz war nach ihrem Eintritt in die Firma — vor etwa einem Jahr — sofort vom Laufjungen Karl eingeweiht worden:

„Die Bezahlung ist ja anständig. Ab und zu Überstunden, die über Tarif bezahlt werden! Aber sonst — scheußlich. Einfach scheußlich! Ich meine doch, sagt nicht schon Schiller: Wenn muntere Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort . . . Jawohl, Kuchen! Kein Wort darf man bei der Arbeit reden. Keine Silbe!"

Gerda hatte gelacht: „Na, ich merk's! Sie reden wie'n Wasserfall!"

„Kunststück — der Chef hat Kundschaft von außerhalb! Da sitzt er in seinem Bureau. Aber sonst. — Ich glaube, in der Fürsorge geht's fideler zu als bei uns! Also wirklich, Fräulein Manz — das Blut gefriert einem in den Adern, wenn er durch die Bureaus geht! . . ."

„Lacht er denn nie? . . . Niemals?"

Ganz entsetzt hatte es Gerda gefragt.

„Nee! Also ich sprach mal mit einem alten erfahrenen Freund von mir darüber, der arbeitet in einem Laboratorium, bei einem Chemiker. Der hat gesagt, das sei neurasthenisch! Ich wollte mich nicht blamieren mit Fragen — später habe ich im Lexikon nachgesehen, was das bedeutet. Aber ich bin noch genau so klug wir vorher."

Gerda war ebenso jung wie romantisch. Die Vorstellung, daß es ihr eines Tages gelingen könnte, den gestrengen Chef zum Lachen zu bringen, belustigte sie während ihrer ersten acht Arbeitsstunden. Als sie aber Direktor Römer das erstemal zu Gesicht bekam, wurde sie rot bis unter die Haarwurzeln, weil sie es überhaupt gewagt hatte, sich spielerisch in Gedanken an diesen Mann heranzutasten, dessen Größe sie hinter dem finsteren Ernst spürte.

Und als dann bald darauf in ihrer Gegenwart wieder von ihm gesprochen wurde, sagte sie mit ihrer festen hellen Mädchenstimme:

„Er ist eine Persönlichkeit! Das versteht ihr nicht!"

Die anderen hatten sich angestoßen und gelacht. Das war wieder „echt Gerda Manz"! Man kannte sie schon im Bureau. Hätte sie einen zum Ausgehen gehabt, für den Sonntag, sie würde gar nicht auf den Gedanken gekommen sein, den Chef eine „Persönlichkeit" zu nennen und seine unleidliche, finstere, unliebenswürdige Art so freundlich zu umkleiden.

Gerda hatte gespürt, daß ihr vielleicht übertriebenes Interesse für ihren obersten Chef sie von den anderen trennte. Aus dieser Vereinsamung heraus war sie gegen den Kassierer Alfred Becker freundlicher gewesen, als es sonst ihre Art war — so freundlich, daß es schließlich zu einem Heiratsantrag von seiner Seite gekommen war. Da er gleich hinzugefügt hatte, daß an eine Eheschließung vor zwei bis drei Jahren nicht zu denken sei — hatte sie „ja" gesagt! Zwei bis drei Jahre — was konnte inzwischen nicht alles geschehen?! . . .

Kreuz und quer liefen ihre Gedanken, während sie den Telephonschrank bediente: „In der Buchhaltung meldet sich niemand!" . . . „Die Leitungen sind alle besetzt!" . . . „Wenn Sie warten wollen?" . . . „Sprechen Sie noch?"

Direktor Römer wird von außerhalb verlangt, vom Reisebureau „Allweg".

Gerda Manz schaltet sich zum Direktor ein, um das Gespräch anzumelden und vernimmt die ungewöhnlich drohende Stimme Römers, dazwischen, heiser vor Erregung, Alfred Beckers Zwischenrufe.

Becker hatte wohl in der Kasse den Hörer auf dem Tisch liegen lassen, als er zum Chef gerufen worden war; ebenso hatte Römer, scheint es, vergessen, anzuhängen. Nun hört Gerda Manz eine Auseinandersetzung, die ihr Herz zum Stocken bringt:

„Sagen Sie mal, Becker, was ist denn mit Ihnen los? Sind Sie verrückt geworden? . . . Ich habe mir vorige Woche die Kassenbücher herauf geholt und mal selber eine Revision gemacht . . . Sind Sie verrückt geworden — Sie haben ja verschiedenes falsch gebucht!! . . . Da sind ja so und so oft Geldeingänge gar nicht eingesetzt! Dabei stimmt die Kasse?! Wo sind denn die Beträge hin? . . ."

Gerda will sich aus der Leitung schalten. Was da im Direktionsbureau gesprochen wird, geht sie nichts an . . . gar nichts . . .! Oder geht es sie doch an? . . . Gerade sie?! Mehr als alle anderen!

Sie hört Beckers vor Aufregung flackernde Stimme:

„Herr Direktor, ich verstehe nicht . . . ich bin seit zehn Jahren in diesem Hause . . . man kann mich doch nicht beschuldigen — das hat noch niemand gewagt . . ."

Und wieder der Chef:

„Machen Sie doch keine dummen Redensarten! Gewiß waren Sie einer unserer pflichttreuesten Beamten — glaubte ich! Das ist auch der Grund, warum ich zunächst weder den Prokuristen noch sonst jemanden davon in Kenntnis gesetzt habe. Was plötzlich in Sie gefahren ist, ist mir ein Rätsel . . . wird mir unbegreiflich bleiben! . . . Es müssen Ihnen doch heute in der Kasse zehntausend Mark fehlen? . . . Nach den letzten Zahlungen kann heute die Kasse nicht mehr stimmen! . . . Oder — stimmt sie wieder? . . ."

„Herr Direktor, Sie schneiden mir die Ehre ab! Sie haben keine Beweise . . ."

„Zum Donnerwetter, stimmt die Kasse heute oder nicht? . . . Es müssen Ihnen zehntausend Mark fehlen! . . . Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile! Sie sind ein völlig anderer geworden in der letzten Zeit! Es liegt eine Haltlosigkeit über Ihnen, als seien Sie völlig aus dem Gleichgewicht gebracht! Die Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen, Becker, war so in die Augen springend, daß ich es für gut hielt, Sie durch einen Detektiv beobachten zu lassen! . . . Man hat Sie beinahe allabendlich in nächtlichen verbotenen Spielklubs gesehen — Sie haben an einzelnen Abenden Beträge verloren, die weit über ihr monatliches Gehalt hinausgehen . . ."

„Das sind keine Beweise . . . ich kann ja . . . ich spiele ja . . . ich habe mir Systeme ausgearbeitet . . . Ich habe eine Erbschaft gemacht . . . und . . Sondergeschäfte, von denen ich . . ."

„Sondergeschäfte nennen Sie das? . . . Gut, ich will Ihnen von heute ab genügend Zeit lassen für Ihre „Sondergeschäfte". Aber nicht in meiner Firma! . . . Sie sind für drei Monate „beurlaubt" — Sie haben inzwischen Zeit, sich nach einer neuen Stelle umzusehen. Sie werden zugeben, daß ich nicht schonender gegen Sie vorgehen kann, daß ich Ihnen Ihre zehnjährige treue Dienstzeit nicht höher anrechnen kann. Es ist wohl selbstverständlich, daß Sie keinen Kassiererposten mehr anzunehmen haben! Sie würden sich in Ihrer augenblicklichen moralischen Verfassung nur neue Ungelegenheiten schaffen."

„Herr Direktor . . . Herr Direktor! . . ." hört Gerda die aufgeregte Stimme ihres Verlobten. „So geht das nicht! So ohne weiteres geht das nicht! Ich dachte jeden Tag, daß ich es ersetzen könnte . . . Man kann mich nicht so einfach aus dem Betrieb ausschalten. Ich werde alles ersetzen . . . Ich hatte den Kopf verloren . . . es wird nie mehr vorkommen! . . . Aber ich arbeite unter einem Dach mit Fräulein Manz . . . und das muß so bleiben . . . Fräulein Manz braucht meinen Schutz . . . Ich stehe kurz davor, einen Hausstand zu gründen . . . Fräulein Manz hat mir das Jawort gegeben!"

„Wer ist denn das: Fräulein Manz?"

„Unsere Telephonistin, Herr Direktor . . . Gerda Manz. Das geht auf keinen Fall, daß man sie auf diese Weise von mir trennt!"

„Um so glücklicher bin ich, das fleißige, hübsche Mädel vor einem Bündnis mit Ihnen zu schützen!"

Gerdas Herz klopft plötzlich so stark, daß die Worte vorüberbrausen, ohne daß sie sie versteht. Bis ein lautes, herausgestoßenes „Nein, Herr Direktor. Nie!" an ihr Ohr dringt.

„Doch, Becker! Denn wenn Sie das nicht unterschreiben, rufe ich die Polizei an und lasse Sie abführen! . . . Unterschreiben Sie aber den Schein, den ich jetzt aufsetzen werde, so gebe ich Ihnen mein persönliches Ehrenwort, daß weder Ihre Braut noch sonst irgend ein Mensch in der Welt erfahren wird, welche Verfehlungen Sie sich zuschulden kommen ließen. Also — ich schreibe:

Ich, Unterzeichneter, seit zehn Jahren Hauptkassierer in der Maschinenfabrik „Vulkan", Berlin, Invalidenstraße, erkläre hiermit an Eidesstatt, daß ich in meiner obigen Tätigkeit bei genannter Firma Unterschlagungen in Höhe von

RM. 10 000,—

begangen habe. Ich verpflichte mich hiermit, diesen Betrag innerhalb von fünf Jahren in mir möglichen Raten abzuzahlen. Dagegen verpflichtet sich Herr Direktor Heinrich Römer, von der heutigen Unterredung und dem Inhalt dieses Scheines keinem Menschen Kenntnis zu geben.

Berlin, den .....

Becker bäumt sich auf:

„Und wenn ich mich weigere? ... Das ist Erpressung, was hier mit mir geschieht! Wegen ... wegen lumpiger zehntausend Mark, die in einem solchen Betrieb gar keine Rolle spielen, soll ich mich auf Jahre in Ihre Hände geben? Wegen zehntausend Mark? ..."

Direktor Römers Stimme:

Sind Sie denn noch bei vollem Verstand? ... Merken Sie denn nicht, wie ich Ihnen entgegenkomme? Wie ich Ihnen helfen will? ... Eben wegen Ihrer langjährigen, treuen Dienste? Wie ich Ihnen eine Art Bewährungsfrist einräume?" Römers Stimme wird scharf und schneidend: „Aber wenn Sie sich weigern — ich sagte es Ihnen schon — wird mich Fräulein ... wie sagten Sie doch? ... Fräulein Manz? ...., auf der Stelle mit der Kriminalpolizei verbinden. Dann sind Sie erledigt! ... Machen Sie also keine Geschichten! Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß ich solchen .. solchen Abirrungen ... noch so viel Verständnis entgegenbringe! Ihnen für die Zukunft die Möglichkeit zu einem ehrenhaften Lebenswandel lasse. Also los ... setzen Sie sich drüben an den kleinen Tisch, unterschreiben Sie mit Ihrem Füllfederhalter!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Tierfänger erzählt ...

Ein Mann, der sein Leben wagt, um exotische Vögel zu fangen.

Von Karl v. Lahr.

Gerade schlug auf dem roten Turm von St. Pauli die Uhr elfmal in die Finsternis, als ich in den rauchgeschwängerten Gastraum der Wirtschaft „Zum Grauen Walfisch" eintrat. Wirr gingen die Stimmen durcheinander. Hell klangen die Gläser zusammen. Nur links in der Ecke saß ein Mann, allein, schweigsam, mit leicht ergrauten Haaren, ein dampfendes Grogglas vor sich.

Der mir gut bekannte Wirt, den ich neugierig nach dem Fremden fragte, meinte leise, es sei Paul Wittig, der berühmte Tierfänger. „Ein Wunder, daß Sie den noch nicht kennen."

Nun, es dauerte nicht lange, so war die Bekanntschaft gemacht. Aus dem Schweigsamen wurde plötzlich ein Mensch, der viel von der weiten Welt berichten konnte.

„Wie lange werden Sie noch in Hamburg bleiben?"

„Tja, wir Tierfänger können nicht lange auf einem Fleck sitzen bleiben. Die Beute verkaufen, neue Abschlüsse tätigen — und dann wieder los in die Dschungel hinein."

Er machte einen tiefen Zug aus der kurzen Pfeife, nahm einen Schluck Grog und beantwortete schon weiter unsere Fragen.

„Was ich fange? Alles, vom Floh bis zum Elefanten! Ja, lachen Sie nicht. Unlängst erst habe ich von dem Londoner Entomologischen Institut eine Bestellung auf Flöhe und Wanzen bekommen, und vor nicht ganz einem Jahr lieferte ich an den Rotterdamer Zoo fünf afrikanische Elefanten."

„Verflixt gefährlich, diese Riesentiere zu fangen, was?"

„Wie man's nimmt. Die meisten Leute machen sich da ganz falsche Vorstellungen. Aber daß es oft weit gefährlicher ist, kleinste Lebewesen zu erbeuten, will keinem Menschen einleuchten. Und doch muß man bei ihnen genau so wie bei den altbekannten Raubtieren durch den Urwald streifen. Da lauern genug Gefahren ... Vor einigen Jahren wollte ich einen Paradiesvogel fangen. An der Nordwestspitze von Neuguinea. Abenddämmerung war bereits auf die kleine Insel Waigeu gefallen. Entgegen meiner sonstigen Gewohnheit arbeitete ich völlig allein.

Genau wie alle anderen Singvögel hat der Paradiesvogel einen so festen Schlaf, daß man ihn dabei buchstäblich mit der Hand fangen kann. Man braucht also nur den Schlafsitz des Vogels zu finden, muß sich auf die Lauer legen, bis er eingeschlafen ist, und dann so lautlos wie möglich auf den Baum klettern, um über dem reglosen Vogel einen Sack auszubreiten.

Der Fang glückte mir. Ich kletterte wieder vom Baum herunter, hielt mich dabei an einem dünnen Ast fest, als im selben Augenblick der vermeintliche Ast sich zu bewegen begann, so daß ich um ein Haar abgestürzt wäre. Der „Ast" war eine riesige — Pythonschlange, die ähnlich dem Vogel, dem sie sicher nachgestellt hatte, fest eingeschlafen war.

Ein scheußliches Gefühl, kann ich Ihnen sagen, anstatt eines Astes eine Schlange in der Hand zu halten. Glücklicherweise schadete mir der Python nicht weiter, überdies war er noch vollkommen schlaftrunken. Aber wenn es eine giftige Schlange gewesen wäre, würde ich wohl nicht mehr hier vor Ihnen sitzen ..."

„Das kann ich mir denken." Der Wirt brachte uns ein neues Glas. Wir stießen auf das glückliche Gelingen an.

„Ein anderes interessantes Erlebnis hatte ich einmal im Urwald von Siam. Ich war gerade in Penang gelandet, um eine Bestellung auf siamesische Kampffische zu erfüllen. Hundert Kilometer ging es landeinwärts. Ein eingeborener Boy begleitete mich. Sie müssen wissen, daß man diese nur zwei Zentimeter langen Fische durch Abkämmen der Wasseroberfläche mit kleinen Netzen fängt.

Es dauerte nicht lange, da hatten wir eine geeignete Stelle gefunden und arbeiteten nun beide auf gegenüberliegenden Plätzen am Ufer eines kleinen Flusses. Plötzlich sah ich am anderen Ufer einen dunklen Gegenstand im Wasser schwimmen. Im nächsten Augenblick entdeckte ich ein drei Meter langes Krokodil.

Gellend schrie ich meinem Boy zu, der über sein Netz gebeugt saß. Ich wollte ihn auf die Gefahr aufmerksam machen.

Doch es war schon zu spät. Ein zackiger, dünner Schwanz schoß aus dem Wasser, faßte den Jungen mitten im Rücken und schleuderte ihn kopfüber ins Wasser. Gleich darauf begann lautes Schnalzen, gewaltige Kiefern sperrten sich auf und rückten rasch dem Unglücklichen näher. Ein entsetzlicher Tod schien ihm sicher zu sein.

Aber im Bruchteil einer Sekunde hatte ich mein Gewehr, das ich in der Dschungel stets bei mir trage, an die Wange gerissen, zielte und schoß. Die Kugel traf das Krokodil genau hinterm Ohr. Es schnappte noch einmal, wurde ruhig und sank schließlich unter. Der Schwanz zuerst, ein sicheres Zeichen dafür, daß die Bestie tot war."

Die Abenteuer nahmen kein Ende. Es konnte einem schon kalt über den Rücken laufen. Gerade als wir aufbrechen wollten, entdeckte ich an der Hand des Tierfängers eine tiefe Schramme. Er mußte das wohl gesehen haben.

„Von einem Froschmaulvogel."

„Einem Froschmaulvogel?"

„Ja, ist wohl einer der seltsamsten Vögel auf der Erde. So groß wie eine Eule. Mit braunem, fleckigem Gefieder. Doch sein Schnabel ist im Ansatz so breit, daß die Mundwinkel sich irgendwo auf dem Rücken zu treffen scheinen. Auch ihn kann man in tiefem Schlaf mit der Hand fangen.

Es war wieder im Urwald von Neuguinea. Da wurde ich auf einen Froschmaulvogel aufmerksam, der still auf einem Ast saß, etwa sechs Meter über dem Erdboden. Die Gelegenheit war günstig. Ich zog rasch meine Lederhandschuhe an und kletterte kurzerhand auf den Baum. Unbesorgt packte ich mit raschem Griff zu. Der Vogel — schlief nicht. Wütend fuhr er mit seinem großen Schnabel nach meiner Hand, zerfetzte dabei die Lederhandschuhe, als ob sie aus dünnstem Papier wären, und brachte mir diese tiefe Fleischwunde bei. Fast hätte ich den Halt verloren. Aber trotz der ungeheuren Schmerzen verlor ich nicht den Kopf und hielt den Vogel fest. In einem Sack brachte ich ihn zu Boden und später nach London, wo sein Verkaufserlös mir den erlittenen Schmerz einigermaßen wiedergutmachte."

Der alte Tierfänger drückte mir die Hand. Und als ich den „Grauen Walfisch" verließ, kündigten zwei Glockenschläge von St. Pauli schon frühe Morgenstunde. So lange hatten wir miteinander geplaudert. Es war gewiß nicht unnütz gewesen. Man sah plötzlich ein, daß auch die kleinsten und hübschesten Lebewesen, die da draußen bei Hagenbeck jedes Jahr Millionen von Besuchern anlocken, ebenso gefährlich zu fangen sind wie ihre großen und kräftigen Brüder

Der schlagfertige Gesandte.

Einige chinesische Anekdoten,
übertragen von Dr. Friedrich Otte,
Professor a. D., Reichsuniversität Peking.

Yendse war ein kluger Diplomat, der das nordchinesische Land Tchi in dem südwestlich davon am Yangtsekiang gelegenen Staate Tschu so um 400 v. Chr. vertreten haben soll. China war damals ein Bundesstaat unter einem Schattenkaiser. Es bestand aus vierzehn größeren und vielen kleineren Staaten, die einander häufig bekriegten, daher jener Abschnitt in der chinesischen Geschichte die „Zeit der streitenden Reiche" heißt. Die Gestalt des Yendse hat sich aus jener Zeit über 2300 Jahre hinweg in die Gegenwart hinüber gerettet, weil sein Wesen so überaus bezeichnend für den chinesischen Volkscharakter war und heute noch ist. Er lebte in jenem Zustand der Weltzugewandtheit, der das Schwergewicht auf kluge Überlegung und die Fähigkeit des Ausweichens vor Schwierigkeiten überhaupt legt, ohne aber auf die Behauptung des eigenen Ichs gegenüber einer neidischen und heimtückischen Umwelt zu verzichten. So tauchen denn die Geschichten von Yendses Klugheit heute wieder in der Schulliteratur auf, wenn auch in etwas neuem Gewande.

*

Der König von Tschu hatte gehört, Yendse sei sehr schlagfertig in Rede und Antwort, und nahm sich vor, ihn scharf auf die Probe zu stellen. Als Yendse nun seinen Posten als Gesandter in Tschu antreten sollte, ließ der König von Tschu, um ihn zu hänseln und weil er ein sehr kleines Männchen war, ein Nadelöhr, also ein ganz kleines Tor, für ihn in die Stadtmauer einbauen und forderte ihn auf, durch dieses Tor in die Hauptstadt von Tschu einzuziehen. Yendse gab dem Boten des Königs mit größter Höflichkeit zur Antwort: „Das ist ja wohl ein Durchgangsloch für räudige Straßenhunde; wenn man in ein Hundeland einzieht, so durchschreitet man wohl eine solche Öffnung." Da blieb nun dem König von Tschu nichts weiter übrig, als ihn durch das große Stadttor hineinzulassen.

*

Ein andermal sagte ihm der König: „Bei euch in Tchi gibt es wohl kaum befähigte Köpfe; wie käme man sonst dazu, ein Männchen wie Sie als Gesandten hierher zu schicken!"

Yendse endgegnete darauf: „Bei uns in Tchi wählt man die Gesandten nach einer bestimmten Regel aus; nämlich, Männer, die etwas taugen, sendet man auch in die Länder, die etwas taugen, solche, die wenig taugen, hingegen in die Länder, die ebenfalls wenig taugen. Da ich nun insbesondere ein völlig wertloser Mann bin, so wurde ich hierher in das Königreich Tschu entsandt."

*

So wurde der König von Tschu, der Yendse aufzuziehen gedachte, immer wieder von ihm übertrumpft. Darüber war er sehr erbost und überlegte mit seinen Höflingen, wie er Yendse einmal bloßstellen könne. Er lud ihn eines Tages zu einem Gastmahl ein und trank ihm dauernd zu, was Yendse aus Höflichkeit nicht abschlagen durfte. Als die Stimmung dann sehr heiter geworden war, ließen die Höflinge, wie vorher abgemacht worden war, plötzlich einen Mann hereinbringen, den man, wie erklärt wurde, aufgegriffen hatte.

Der König von Tschu fragte sie: „Was ist das für ein Mann?" — Die Höflinge erwiderten absichtlich: „Der Mann hat geraubt und gestohlen, er kommt aus Tchi."

Nun wandte sich der König an Yendse und meinte: „Nicht wahr, mein Freund, bei euch dort in Tchi, da gibt es viele Räuber?"

Yendse entgegnete nachdenklich: „Ich habe mir sagen lassen, daß die Apfelsinen aus den Gegenden südlich des Huaigebirges nördlich desselben nicht mehr gedeihen und daß die Sträucher dort zu nutzlosem Gestrüpp entarten. Aber warum? Weil Klima und Boden sich überall unterscheiden. Die Bewohner von Tchi sind von Natur keine Räuber, sobald sie aber in das Königreich Tschu kommen, werden sie wohl infolge der veränderten Umwelt zu Räubern, denn Tchi und Tschu unterscheiden sich nach Klima und Boden sehr."

Da schwieg der König von Tschu betreten . . .

Die Fundgrube.

Wenn sich in kühlen Regengüssen
Die Stadt so trostlos herbstlich zeigt,
Dann kommt man schon mal zu Entschlüssen,
Zu denen man sonst selten neigt.

Man kramt; man wühlt in altem Plunder,
Den man so lange nicht mehr sah.
Aus alten Schachteln steigt das Wunder
Und ist auf einmal herrlich da.

Man hockt sich mit gekreuzten Beinen
Dahin: die Musterung beginnt.
Das erste Bild! Es ist zum Weinen,
Wie anders später alle sind.

Da liegen Hefte. Rote Striche
Stehn dick am Rand und leuchten tief.
Ich denke an die fürchterliche
Gemeine Angst vorm Blauen Brief. —

Blaßblaue Briefe sind mit Bändern
Zärtlich umschnürt: verlorenes Paradies.
Na schön, man kann es doch nicht ändern
(Ich glaube sicher, daß sie Doris hieß).

So blättert man durch die vergangenen Zeiten;
Der Regen fällt, der feuchte Westwind treibt.
Man hängt schon sehr an manchen Kleinigkeiten;
Doch wichtig ist, daß man nicht hängen bleibt.

Peter Struwwel.



Bunte Chronik



Die knusprige Steuergans.

Wie ein tschechoslowakisches Blatt berichtet, wurde in Mährisch-Budwitz eine Gans vom Steueramt beschlagnahmt und versteigert. Das Höchstgebot betrug 20 Kronen. Inzwischen aber hatte die Gans für 12 Kronen Kukuruz gefressen und außerdem berechnete der Hausmeister, dem die Gans bis zur Versteigerung anvertraut war, eine Verwahrungsgebühr von 7 Kronen. Für das Steueramt blieb also eine Krone übrig. Berechnet man aber noch die Exekutions- und Versteigerungskosten, so ergibt sich, daß das Steueramt draufgezahlt hat.



Lustige Ecke





„Fehlt uns etwas zu Mittag, Marie?"
„Ja — die Suppenschüssel!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.